

Der Steinmetz.

Ein Künftlerkopf, ein schwarzes Haar gelockt, Ein Augenpaar voll Glanz und Seelenfeuer. Sein Kleid des Steinmetz schlichter Arbeitstod Und seine Werkstatt eine leere Scheuer. Dort schafft er Nachts bei trübem Ampelschein, Bis fahler Morgen durch die Luten bämert Und feilt geheimnisvoll und bohrt und hämmert. Das gold'ne Licht, der Tag, ist nicht mehr sein. Ihn zwingt der Frome ehernes Gebot Zu Grabertreuzen, die sein Meißel glätet, An niedres Handwert ist er festgeteilt, Das seine Seele zu erkühen droht. Doch Nachts, wenn Brothert und Gesellen ruh'n, Erblüht für ihn das Glück der freien Geister: Dann darf er Schöpfer sein, als eigener Meißler In edlen Formen sich Gemüte thun. Groß, urgewaltig wie ihn Keiner schuf, Will er des Todesgenies Bild gestalten: Den Herrn des Lebens, dessen Königsruf Gehorsam folgen Herrscher und Gewaltigen, Den Freiheitskämpfer, der die Ketten bricht, Den Allerbarmer Leibesmüder Seelen — Den großen Tod, in welchem Nacht und Licht Und Grauen sich und Friede ernst vermählen.

Unsere Gesellschaft.

Es nähert sich der Anfang der Saison; bald werden sich die üblichen Einladungen zu Reunions, Privatversammlungen und zu Vereinigungen von mehr gastronomischem Charakter einstellen. Und so beginnen denn die gesuchten Löwen und Löwinnen der Gesellschaft, die in der Sommerfrische ihre Kraft und Elastizität wiedergewinnen haben, dem Beginn der Winter-Campagne, wie stets, mit neuen Erwartungen und Hoffnungen entgegenzusehen. Aber nicht alle der „Gesellschaft“ angehörenden Elemente sind von dieser Hoffnungsfröhlichkeit erfüllt. So manche rechnende Hausfrau blüht mit sehr gemischten Empfindungen in die den Gesellschaftszwecken gewidmeten Rechnungen und Ausgaberegister des letzten Winters und giebt sich angefangen des nicht allzu reichlichen Budgets und der finanziellen Vorläufe des gestrigen Chehrens allerlei Betrachtungen hin, die nur ein unverbesserlicher Optimist erfreulich nennen könnte. Aber nicht immer stammen die Resignationen erster Art aus dem überschrittenen Etat und den vorliegenden Verpflichtungen allein, sondern es mischt sich ein starkes psychologisches Etwas mit hinein, das sich in einer inneren Unzufriedenheit und Leere fühlbar macht. Es giebt ja gewiss eine Menge von Vergnügungen beiderlei Geschlechts, die von solchen Anwandlungen erster Natur völlig frei sind, weil sie das Leben nur bei elektrischer Beleuchtung und elegant serviertem Tisch kennen und schätzen, sich aber um den Ernst und die Arbeit des Lebens nicht kümmern. Die tiefer angelegten Naturen aber, die den Reiz des Vergnügens erst im Gegensatz zur ersten Tagesarbeit empfinden und Goethes schönes Wort: „Tages Arbeit, Abends Gäste, saure Wochen, frohe Feste“ in ihr Herz geschrieben haben — diese werden am Beginn der Saison immer auf's Neue sich die unausweichliche Frage vorlegen, ob sich denn aus den bevorstehenden Gastereien und Gesellschaftsabend, aus diesen oft so glänzenden

Vereinigungen und Genüssen auch eine belebende, erfreuende Anregung auf Seele und Geist ergeben wird und ob sie in der großen Menge von Persönlichkeiten, die ihnen in den Gesellschaftsfeiern begegnen, auch eine nennenswerte Zahl angenehmer oder eigenartiger Naturen finden werden — Menschen, deren man sich gern und oft erinnert, deren Bild, Wort, Bewegung uns in der Erinnerung angenehm beschäftigt und die wir gern öfters um uns sehen möchten. Es wäre ja thöricht, auch nur anzudeuten, daß die gescheiterten und angenehmen Menschen in der Gesellschaft fehlen. Aber sie werden dort seltener und ziehen sich aus dem gesellschaftlichen Treiben ohne Bitterkeit zurück, weil sie Temperament, Inhalt und Farbe in der Gesellschaft vermiffen und weil ihnen die Inhaltslosigkeit und Schablonenhaftigkeit derselben lästig und peinlich wird. Die materiellen Genüsse, die ja an Fülle und Opulenz auch den verdienstlichsten Anspruchsbesitzenden, können sie für den fehlenden geistigen Schwung, für den Mangel an innerer Belebung, an natürlicher Frische und Frohsinn nicht entschädigen, und auch an jene opulenten Genüsse knüpft sich ihnen häufig das wirtschaftliche Bedenken, ob nicht zwischen ihnen und der gewöhnlichen täglichen Lebensführung das besterreichende Haus eine unüberbrückbare Kluft gäbe. Was aber viel mehr in's Gewicht fällt, das ist die ihnen sich aufdrängende Erkenntnis, daß die Bemühung, durch reichhaltige und stets geistigere materielle Darbietungen eine Erhöhung des Lebensgenusses in der Gesellschaft zu bewirken, nicht nur völlig fruchtlos ist, sondern durch den immer stärker zum Ausdruck kommenden Gegensatz zwischen leiblichem und geistigem Genuß die Empfindung geistiger Unzufriedenheit und Verdrossenheit immer stärker fühlbar wird. Kulturelle Genüsse mögen für gewisse Naturen unerschöpfbare Frohsinnbringer sein, für geistig rege und frische Menschen sind sie es nicht, oder nur in sehr beschränktem Sinne; ja sie bergen in sich ein verwickelndes und entnervendes Element, das der Feind der echten, aus dem Innern strömenden Freude ist und wahren Jugendlichkeit. Und diesen Mangel an Frische und hellem Frohsinn vermischt man leider hart bei unseren heranblühenden jungen Mädchen, die oft schon etwas kritischen und Befangenen von der Schule mitbringen und von der sonnenigen Jugendfrische und Munterkeit gar wenig in den Gesellschaftsaal hinüberführen. Sie fühlen nicht das Bedürfnis, sich froh und unbefangenen der Welt zu erschließen und leuchtenden Auges und lebenden Antlitzes zu zeigen, daß ihr Herz froh und ihre Seele gesund ist. In einer interessanten und vielseitig angelegten Schrift von Else Haffner über „Moderne Frauenbildung und ihr sittlicher Gehalt“ (Verlag von Richard Sattler, Braunschweig) weist die Verfasserin wiederholt darauf hin, daß im Sturm und Drang der ersten Wirklichkeit die harmlose Jugendlust nicht untergehen darf, daß neben dem ersten Erfassen der Pflichten auch für süße Träumerei und für ungebundene Fröhlichkeit Platz im Kopf und Herzen bleiben muß. Sie sagt: „Es ist bekümmern, zu sehen, wie sehr unserer heutigen Jugend die Fröhlichkeit abgeht, wahre Freude, reines Vergnügen zu empfinden; tragt und softlos wie ihre Lebensäußerungen überhaupt, so ist auch ihre Fröhlichkeit bleichsüchtig und entbehrt des feurig überfließenden „Glan“, der mit seinen blühenden Funtengarten den grauen Alltagsdämmer auflichtet. Jeder Organismus braucht ein gewisses Maß von Lebensfreude zur Erhaltung seiner Seelenfrische; das ist die Sauerstoffzufuhr, durch welche der geistige Mensch sein Blut erneuert; fällt diese weg, so hört der Lebensprozess auf und wir verkommen in dumpfer Resignation. In der echten Freude wachen uns Flügel für jeden höheren Aufschwung; in ihr ist Fülle des Herzens, sind alle guten und großmütigen Regungen.“ Man darf aber tatsächlich den herzlichen Frohsinn nicht nur als ein der Jugend besonders wohlthätiges Gnadengeschick der Vorsehung preisen, man darf in ihm auch mit bestem Recht eine reiche Quelle der Kraft und Frische zur Arbeit erblicken. Ich habe im Laufe einer mehr als zwanzigjährigen Tätigkeit als Lehrer erfahren, daß die Mädchen die Erfahrung gemacht, daß gerade die frischen, munteren Naturen die keineswegs so leichteren Vorbereitungsarbeiten für die Staatsprüfung zum höheren Lehrberuf mit viel mehr Kraft und Erfolg überwandten, als die stillen, zurückhaltenden Mädchen. So gewissenhaft und sorgfältig sie auch ihre Aufgaben erfüllten. Nicht als ob diese fröhlicher Regungen und Lebensäußerungen unfähig wären, es war ihnen aber der frohe, gleichmäßige Sinn, das frische, zugreifende Temperament verfant, das die Arbeit so unendlich fördert und erleichtert. Und gar manche von jenen frohgemüthen, lebensfreudigen Naturen gewannen neben ihrer geistigen Arbeit auch noch genügende Zeit zu wirtschaftlicher Betätigung in Haus und Familie, machten sich nützlich, wo sie konnten, und sahen in solchen läuslichen, praktischen Arbeiten den naturgemäßen und wohlbedingten Ausgleich gegen ihre regelmäßige Geistesarbeit.

Unsere gesellschaftlichen Vereinigungen würden ein ganz anderes Aussehen haben, und gewiß ein mehr erfreuliches und belebendes Element zeigen, wenn unsere jungen Damen, die doch schon an und für sich zum wesentlichen Teil unserer gesellschaftlichen Leben zu schmücken und anzuziehen berufen sind, mehr Unbefangenheit, Frohsinn und Lebensfrische bezeugten. Es wird gewiß keine großen Schwierigkeiten haben, aus einem gedrückten, still für sich dahinlebenden Mädchen eine frohe, frei und unbefangenen Leben teilnehmende Natur zu machen, aber ohne jeden Zweifel kann eine gesunde, thätig in die Entwicklung des Mädchens eingreifende Erziehung sehr vieles zur Entfaltung bringen, was die Natur versagte. In jedem Hause, auch dem materiell bestgestellten, muß die Tochter zur Thätigkeit und zur vernünftigen Benutzung der Zeit mit Ernst angehalten werden; die Arbeit, gleichviel ob sie zur Erreichung eigener Ziele, oder im Dienste der allgemeinen Wohlfahrt ausgeübt wird, muß als der Mittelpunkt unseres Lebens, als die wahre und eigentliche Glückseligkeit hingestellt werden. Sind dem Mädchen solche Anschauungen zum festen, geistigen Besitz geworden, hat es sich bemüht, menschliche Streben und menschliche Arbeit als Hauptzweck und Stütze des Lebens anzusehen, so wird es ein Gefühl für das Erschlaffende und Verdrückende bekommen, das unserer heutigen Gesellschaft so oft ihr Gepräge giebt, und es wird allmählich zu der richtigen Erkenntnis kommen, daß unsere geselligen Vereinigungen die Erholungs- und Erfrischungspausen in einem thätigen, arbeitsfreudigen Leben sein sollen und müssen, nicht aber die gewozenen, durch hohle Gesellschaftsformen gebotenen Vergnügungen, deren kein ethisches Bedürfnis zu Grunde liegt, sondern nur die „Pflicht der Repräsentation“. Aber auch den höheren Lebensaltern kann der Vorwurf nicht erspart werden, daß sie sich zu wenig Frische für das Alter bewahren, daß sie nicht lange genug „jugendlich“ bleiben. Das mag ein wenig paradox klingen, wird aber sofort an sich klar, wenn man hier unter Jugendlichkeit die schöne Gabe versteht, mit der Jugend jung zu sein, mit ihr zu fühlen und sie zu verstehen. Das heutige gesellschaftliche Leben mit seinen anstrengenden Pflichten der Gesellschaft ist nicht dazu geeignet, diese Gabe zu fördern, es ist vielmehr ihr schlimmster Widersacher. Wie kann die Dame, die durch ihre gesellschaftlichen Pflichten so gewaltig in Anspruch genommen wird, sich für ihre späteren Jahre so viel Frische und Kraft bewahren, daß sie sich mit Eifer und Wärme der Erziehung ihrer Töchter zu einem arbeitsvollen und arbeitsfreudigen Leben hingiebt? Wie kann sie in dem burten vielerlei der heutigen Gesellschaft die innere Sammlung und Kraft behalten, durch fröhliches Eingreifen in die Gegenwart zur Herbeiführung einer besseren Zukunft beitragen? Und so kommt es denn, daß sich so viele Mütter der Erziehung ihrer Töchter so gleichgültig gegenüberstellen und sich mit der Vorspiegelung trösten und täuschen, daß diese am leichtesten ihre Bestimmung erreichen, d. h. sich verheiraten würden, wenn man lediglich Natur und Bestimmung walten lasse und sich nicht erst damit abmühe, die Mädchen für's erste Leben durch Gewöhnung an ernste Arbeit geschult zu machen. Einem solchen Indifferenzismus, den man auch schärfer bezeichnen könnte, kann nicht scharf genug entgegen gewirkt werden, denn sind die kurzen Blüthenjahre vorüber und die Hoffnung auf eine angemessene Eheföhrung hat sich nicht erfüllt, so ist die Mutter ratlos und die Tochter in sehr vielen Fällen ohne jede innere Wehr den Entbrungen und der Noth des Lebens preisgegeben. Die Frauenbewegung darf es sich als einen Ruhmestitel anrechnen, daß sie auf diese Kalamität in nachdrücklichster Form hingewiesen und die Frauen zur Selbstthätigkeit, zur Vertiefung ihres Wissens und zur Vorkampfung ihres Könnens aufgerufen hat. Und so können wir oft die erfreuliche Wahrnehmung machen, daß Mädchen, die in ertelichen Hause nicht in der gebührenden Weise zur Thätigkeit angehalten wurden, sich später, durch den Ernst der Zeit gezwungen, auf sich selbst besinnen und sich mit anerkennenswerther Energie ihr Lebensschifflein selbst zu zimmern unternahmen. Nun darf man aber auch weiter behaupten, daß die Verschämtheit und die übermäßige Einfamkeit unserer heutigen Gesellschaft so manche Frau mit ersten Bedürfnissen des Geistes und der Seele diesen Kreisen entfremdet, dagegen den Vorkampfung der Frauenbewegung, beschränkt und sie dafür gewonnen hat. Die vortrefflichen Leistungen der Kluge und des Kellers, durch die man die Gesellschaft anzuregen wählte, waren diesen höher organisierten Frauen von vornherein ziemlich gleichgültig; in der Vorkampfung, diese wirtschaftlichen Extravaganzen mitzumachen, wenn man seine gesellschaftliche Stellung behaupten wollte, erblickten sie Willkür und Ungerechtigkeit und so wandten sie sich von den falschen Göttern ab und suchten die bisher unbenuzte Kraft auf Gebiete

zu lenken, wo sie für die gesammten Interessen der Frauenwelt, für die mehr und mehr nutzbar zu machenden Frauenerkräfte und für die Arbeit im Dienste des Allgemeinwohl's sehr wesentlich in Betracht kamen. So manche Frau, die ohne eigenes Nachdenken das Treiben der modernen Gesellschaft mitmachte, erlebte, wenn man so sagen darf, ihren Tag von Damaskus. Sie sah die Nichtigkeit, den Schein, die Bornehmtheit und die geistige Dede dieser Gesellschaft und war durch irgend welche zufällige Anregung, durch ein Gespräch, durch einen Vortrag, durch einen Aufsatz in ihrer Zeitschrift für die Sache der Frauenbewegung gewonnen. Wenn wir schon Eingang unserer Darlegungen die Meinung auszusprechen, daß der vorurtheilvolle Denker bei unseren üblichen, geselligen Vereinigungen keine Befriedigung findet und sich mehr daraus zurückzieht, weil er sich in den dort herrschenden Ton nicht hineinfinden und noch weniger in ihn einstimmen kann, so fragt es sich doch, ob jede derartige Gesellschaftsform unbedingt zu verwerfen, oder ob sich die heute üblichen Moralitäten durch eine Reform anregender und günstiger gestalten ließen. Wenn wir auch nicht, wie es Professor Jhering that, den Umgang für eine „ethische Pflicht“ halten können, so hat es doch für jeden normalen, lebensfreudigen Menschen etwas sehr Verlockendes, in geistig angeregter und gleichgesinnter Gesellschaft bei schmackhaftem Braten und trinkbarem Wein auf einige gute Stunden des Lebens Wirren und Sorgen zu vergessen, und schon aus diesem Grunde verlohnt es sich durchaus der Mühe, an eine durchgreifende Aenderung der jetzt üblichen Gesellschaftsformen zu denken und sie aus einer lästigen und unbefriedigenden Pflichtübung in eine angenehme, freundliche Einrichtung zu verwandeln. Diese Umwandlung kann nur durch die Frauen selbst in die Hand genommen und durchgeführt werden, da ihnen überhaupt die führende Rolle in der Gesellschaft zukommt, sie außerdem aber durch ihren keinen Instinkt viel leichter die jetzige Unnatur und Unmoralität der Gesellschaft durchzuführen im Stande sind. Ihnen kann es nicht entgangen sein, wie wenig wahre Natur, Wärme und Herzlichkeit zur Erscheinung kommt, wie oft man sich darin gefallt, den originalen Menschen zu spielen und durch geistliches Verstellen seiner Eigenart die Umgebung über sich zu täuschen, wie wenig freie Betätigung daegegen geräumt wird dem freien, zwanglosen Spiel der Kräfte, der geistigen Beweglichkeit, dem unbefangenen, frohmütigen Verkehr. An die Stelle dieser großen „Futterfeste“, bei denen sich eigentlich niemand recht wohl fühlt, außer vielleicht der bloße Schlemmer, müssen kleinere Kreise zusammengeführt werden, die einander bekannt sind und bei denen man innerhalb bestimmter Grenzen eine gewisse Gleichheit der Interessen und Anschauungen voraussetzen darf. Hier gewinnt man die Chance, daß die Einzelnen sich leicht übersehen lassen und sich zu zuangelegener Anwesenheit viel leichter Lust und Gelegenheit bietet, besonders bei klugem und freundlichem Warten der Gastgeber, denen es ja nicht schwer werden kann, die zu einander passenden und sympathisierenden Elemente nahe zu bringen. Wenn die erfahrene und praktische Hausfrau mir bei diesem Punkte einwenden, daß zahlreiche, kleinere Gesellschaften sich viel schwieriger gestalten als einige große Abführungen, so muß ich ihr allerdings Recht geben, dafür aber den dringlichen Rath ertheilen, weniger Rath auf die Opulenz und Fülle des Gebotenen, als auf die geistige Anregung, auf natürliche Unbefangenheit und Frohsinn zu legen. Die Hauptaufgabe wird darin bestehen, den Gästen die Empfindung beizubringen, daß sie, von gesellschaftlicher Schablone befreit, sich ganz nach ihrer eigenen Façon geben und frei bewegen können, und die Lösung dieser Aufgabe wird vorzugsweise dem Takt- und Feingefühl der Hausfrau zufallen müssen. Tritt ihr der Gatte mit freundlicher Wohlgläubigkeit und Herzlichkeit gegen die Gäste zur Seite, so wird sich bald jener wohlthuende Kontakt zwischen den Anwesenden herstellen, der zu frohen und wohlüberlegten Stunden die unumgängliche Bedingung ist. Gelingen erst einige solche Abende, wie es die Gastgeber hoffen und wünschen, so wird das für alle Beteiligten anregend wirken, man wird sich zur Nachahmung veranlaßt fühlen und gewiß keine Sehnsucht mehr spüren nach den vollgepflopfen Sälen, den gelangweilt umherirrenden Gästen und reich besetzten, unabwehbaren Tischen. Diese kleinen, geselligen Kreise, die einen leichteren Anschluß und näheren persönlichen Verkehr versprechen, werden auch erfolgreich ankämpfen können gegen einen Fehler, der sich in unseren Gesellschaften in peinlicher Weise geltend macht. Wir meinen den mehr oder weniger zur Schau getragenen Plajfrierer, der echten oder geübten Abgestumpftheit gegen neue Eindrücke und Erscheinungen, seien sie auch dem unbefangenen Auge und dem Empfinden noch so angenehm und erwünscht. Nur ja keine Emotion zeigen, nur ja nichts loben oder anerkennend bewundern, sondern mit

völliger Gleichgültigkeit an allem Schönen und Sehenswerthen vorübergehen! „Ja, sehen Sie, nun haben wir uns noch die Juro Ludovisi und die Venus von Melos in so schönen Abgüssen angeschafft, und wenn wir Gesellschaft haben, sieht sie kein Mensch an, sondern alles geht stumm daran vorüber.“ So klagte mir einst eine lebenswichtige Frau, deren Mann ein eifriger Kunstkenner ist und recht schöne Sachen besitzt, an denen man sich immer auf's Neue erfreuen kann. Was sollte ich zu dieser Klage sagen? Ich wies boshaft darauf hin, daß man von der Gesellschaft, wie sie heute organisiert ist, eine solche Aufmerksamkeit für künstlerisch schöne Dinge gar nicht verlangen oder erwarten dürfe; es sei nur üblich, eine recht wohl gelungene Pastete oder einen „herborragenden“ Wein eingehend zu prüfen und sich dieser schönen Dinge zu freuen — alles andere sei „Schall und Rauch“. Und als die Dame, wie ich erwartet hatte, mit dieser Antwort nicht zufrieden war, suchte ich ihr darzulegen, daß die in kleinen Kreisen organisierte Gesellschaft, die sich von Prunt und Proptankum fernhält, sich ganz gewiß ebenso mit dem Betrachten von Kunstwerken, wie mit dem Anhören guter und unaufdringlicher Musik befriedigen würde, wenn sie allmählich und ganz unauffällig darauf hinarbeiten und dazu ananeret werde. Dazu aber sei es vor Allem nötig, sich von den Massengesellschaften zu entziehen und die wahre, herzerfreuende Gesellschaft in kleinen Kreisen eifrig zu pflegen und aufzubauen — ohne Prunt und Bornehmtheit, aber mit lebensfreudigem, warmem Herzen und heiterer Unbefangenheit.

Langes Leben in den Tropen.

Der mächtige Wandertrieb nach den sonnigen Ländern der heißen Zone, der sich in den Nordländern immer mehr und mehr regt, hat die wichtige Frage der Bekämpfung der Gefahren, die den Söhnen der kälteren Erdtheile von dem heißen Klima drohen, schon seit geraumer Zeit in den Vordergrund gebracht. Es ist aber gerade auf diesem Gebiete gar nicht so leicht, die Palme des Erfolges zu erringen, weil es hier nicht nur darauf ankommt, der Gefahr die Spitze abzurufen, sondern auch gegen überkommene Vorurtheile anzukämpfen. Es ist daher um so dankenswerther, wenn uns weitgereiste Männer, die lange Jahre, ja ganze Menschenalter in den Tropen gehaßt haben, den Schatz ihrer reichen Erfahrungen zur Verfügung stellen. In einer kürzlich in Berliner Architektenhause stattgehabten Versammlung des Alldeutschen Verbandes hatte es Freiherr von Bradel, der auf dem Geographen-Congress die geographisch-statistische Gesellschaft von Mexico vertrat und mehr als drei Jahrzehnte in den Tropen gelebt hat, unter anderem, über das Leben in den heißen Ländern eingehende Aufschlüsse zu geben. Der Vortragende erkannte es als begründet an, daß jeder sein heimathliches Klima für das beste der Welt hält und daher glaubt, es lasse sich nirgends angenehmer leben als im Vaterlande. Es sei aber eine Einbildung, wenn man meine, daß stärkere Wärmegrade den Körper vertheilichen. Es sei zwar unbedenklich, daß ein schroffer Klimawechsel nachtheilig wirken könne. Noch gefährlicher sei es aber, wenn man in den heißen Gegenden die Sitten und Gewohnheiten der nordischen Heimath beibehalten wolle. Das tropische Klima sei indessen für die Nordländer durchaus nicht ungesund, als es für die Südländer das nordische Klima ist. Ja, die Gefahren seien für die Letzteren viel größer, nur sei der Zug der Südländer nach dem Norden bedeutend schwächer, seine Gefahren träten demnach nicht so augenfällig zu Tage und es falle daher Niemandem ein, zu behaupten, daß das deutsche Klima ungesund sei. Die verschiedenen Arten des Malaria - Fiebers seien, wie sie auch immer genannt werden mögen, wirklich stets nur Klimatisationsfieber, die nur die Ankömmlinge befallen, aber bei einer vernünftigen und zweckmäßigen Lebensweise verschwinden. Die landesübliche Vorstellung von der Gesundheit des Klimas in Deutschland werde von der Statistik keineswegs bestätigt, da sich in Deutschland das mittlere Lebensalter auf 30 Jahre stelle, während es in Schweden auf 50, in England auf 45 und auch in Belgien, Frankreich, Oesterreich und der Schweiz höher stehe als in Deutschland. Man finde ja auch in der That in Deutschland nur sehr wenige Hundertjährige, während beispielsweise in Spanien gerade in den südlichsten, also den heißesten Provinzen, die meisten Greise vorkommen. Ein noch viel drastischeres Beispiel sei die Republik Guatemala in Central - Amerika, die so recht in der heißen tropischen Zone liegt. Das Land sei nicht ganz so groß wie Süd - Deutschland und Sachsen zusammen genommen, und habe 1,300,000 Einwohner, von denen mehr als der fünfte Theil dem höheren Lebensalter von 40—100 Jahren angehöre. Wenn man denselben Maßstab auf Deutschland anlegen wollte, so müßte es dort nach dem Verhältnis der Volkszahl über 34,000 Hundertjährige geben, während ihrer in Wirklichkeit kaum einige Duzend zu finden seien. In den Tropen entwickeln sich die Menschen bekanntlich viel zeitiger als im Norden. Als einen Beleg dafür theilte der Vortragende einen Fall

mit, wo ein 12-jähriger Knabe bereits der Vater eines Söhnchens war. Allerdings altern die Männer frühzeitig wegen Trunksucht, wenn sie aber über das 70. Jahr hinauskommen, dann schiene sie der heilige Petrus zu beschenken. Männer wie Frauen erreichen dann ein außerordentlich hohes Alter, in dem sie sich oft bis an's Lebensende einen frischen, regen Geist bewahren. So sei ihm ein Fall bekannt, daß ein Greis von 98 Jahren sich zum fünften Male verheiratet habe, und zwar mit einem 17-jährigen Mädchen, und aus die'er Ehe sei sogar ein Knabe hervorgegangen, auf den der hundertjährige Papa mit Recht stolz gewesen sei. Des heißen Klima läßt also die Menschen durchaus nicht so schnell, wie man vielfach annehme, der Lebensfaden spinne sich dort im Gegenteil oft genug länger aus als im Norden. Diesen Darlegungen schloß sich auch ein zweiter Kenner der Tropen an, der lange Jahre in Mexiko als Arzt gewirkt hat. Herr Dr. Below wies ebenfalls auf das häufige Vorkommen alter Leute in den heißen Ländern hin, wenn man auch den Altersangaben nicht immer trauen könnte, da die Leute dort für Zahlen so gut wie gar kein Verständniß hätten. Der Trieb nach mehr Licht und Sonne treibe die Nordländer nach dem Süden. Dieser Trieb sei aber für die Nordländer nicht ein Kirchhof, sondern ein Jungbrunn, denn diese Wanderungen brächten sie nicht nur in Verbindung mit einer anderen Luft, sondern auch mit anderen Keimen und anderen Wörtern. Die Malaria sei nur für den gefährlich, der mit dem Feuer spiele, und das Feuer sei hier der Alkohol. Die Forschungen über die Wirkungen des Lichts auf die menschliche Haut würden eifrig fortgesetzt, und es werde nicht laue dauern, so werde sich die Erkenntnis Bahn brechen, daß die Tropen Länder seien, in denen die weiße Rasse ebenso gedeihen könne, wie die gelbe. Die Deutschen würden sogar die führende Rolle in der Colonisation übernehmen können. Die Erfahrungen scheinen aber nicht in allen Tropenländern gleichmäßig zu sein. So hat ein in der Versammlung anwesender Arzt aus Chile, Herr Dr. Richter, einen von den Vorrednern abweichenden Standpunkt vertreten, indem er darauf hinwies, daß in Chile, wo allerdings stets nur Sommer herrsche, niemals Regenfälle und kein grünes Blatt zu sehen sei, der Klimawechsel große Gefahren bringe. 25 v. H. der eingewanderten Deutschen seien dort verloren. Er warnte davor, die Krankheiten der Tropen zu unterschätzen, betonte aber, daß er aus eigener Erfahrung nur über die Zustände in Chile urtheilen könne, und dort herrsche allerdings ein ganz außerordentliches Klima. Schließlich empfahl Freiherr von Bradel die leichteren französischen Weine als die für die Tropenländer geeigneten Getränke, während der leider so viel gebrauchte Schnaps nur schädlich wirke.

Mein Bub!

Am Schreibtisch sitzt das Kindchen, — O Lernen, unbecommt! — Ganz müde seuzt sein Mündchen: „Jaime — ach! — tu aims — il aime.“ Es geht auf heißen Sohlen Der Mittag über's Land, Mein Büchchen gähnt verstockt Und lässig sinkt die Hand. „Name“ — plötzlich fliehet die Feder Ei — nur Alotria treibt Der Schelm — das sieht ein Jeder — Laß seh'n, was er da schreibt. Der Schlingel malt mit Herz und Ten ganzen Bogen voll — — — „St Jahr — und Liebeschmerzen — ? Das wär' doch' wahrlich toll! „Gib her!“ — ei, ei, ein Name In jedem Herzen da — — — „Wie hieß die Herzensdame? „Mama“ — „Mama“ — „Mama“. Die Arme muß ich legen Ihn um das Halschen lind — — — „Gott segne allerwegen Mein Sonnenschein — mein Kind! Mein Lieb' mich verletzle Dein Lieben macht gesund, Was gäb', das nicht erlegte, Ein Kuß von D e i n e m Mund! Und was mir auch zerronnen, Es quillt von Fried' und Glück Ein reiner, tiefer Bronnen In Deinem Kinderbild. Einst wird ein leif'res Glühen, Das wi i l d e Flammen schlägt, Das liebt Herz durchzischen, Das heut' m e i n Bild nur trägt, Doch in dem Austraßbüchchen Des Mannesherzens — da Wohnt emig, wie bei'm Büchchen: Mama — Mama Mama. — Studentenhumor. Der Stubloßus Sprund hat auf der Mensur das Pech, sich in Folge eines Luftziebes den Arm aus der Pfanne zu heben. Am denselben wieder einzurenten, ist eine sehr schmerzhaft Operation nötig. Spund wird nach der Klinik gefahren und dort nakotisiert. Während er sich nun in der Nakotie befindet, rentt ihm Professor Fr. den Arm wieder ein, und da er sich im Traum einbildet, begehrt er zu sein, denkt er, es treibt jemand mit ihm Unfsu, so schreit er den ihm operirenden Professor an: „Berjunge!“ Tableaux